



Feierabend



Die Wache Howli.

Novelle von Rudyard Kipling.

Mit besonderer Erlaubnis des Ver-
lages Paul List in Leipzig dem
Buche „In Schwarz und Weiß“
von Rudyard Kipling entnommen.

Als Bote, wenn das Herz Euer Gnaden
mir es gönnen will. Und für sechs Rupien.
Ja, Sahib, denn ich habe drei ganz, ganz
kleine Kinder, deren Mägen immer leer sind,
und es gibt jetzt nur vierzig Pfund Korn für
eine Rupie. Ich will ein so kluger Bote sein,
daß Ihr den ganzen Tag mit mir zufrieden
sein und mir am Ende des Jahres einen
Turban schenken sollt. Ich kenne alle Wege
um die Station und viele andere Dinge. Ach,
Sahib! Ich bin klug. Gebt mir einen Dienst.
Ich bin früher bei der Polizei gewesen. Ein
schlechter Charakter? Das Märchen hat sicher
ein Feind erzählt. Ich bin nie ein Gauner
gewesen. Ich bin ein Mann mit reinem Her-
zen, und meine Worte sind alle wahr. Sie
wußten das, als ich bei der Polizei war. Sie
sagten: „Afral Khan ist ein Sprecher der
Wahrheit, und auf sein Wort kann man ver-
trauen.“ Ich bin ein Pathan von Delhi,
Sahib — alle Pathans von Delhi sind gute
Menschen. Ihr habt Delhi gesehen? Ja, es
ist wahr, es gibt viele Gauner unter den
Pathans von Delhi. Wie der Sahib weise ist.
Nichts ist vor seinen Augen verborgen, und
er wird mich zu seinem Boten machen, und
ich will alle seine Nachrichten geheim und
unauffällig besorgen. Nein, Sahib, Gott ist
mein Zeuge, daß ich nichts Schlechtes
meinte. Ich habe mich lange danach gefehnt,
einem wirklichen Sahib zu dienen — einem
tugendhaften Sahib. Viele junge Sahibs sind
wie losgelassene Teufel. Bei solchen Sahibs
würde ich keinen Dienst nehmen — auch
wenn alle Mägen meiner kleinen Kinder nach
Brot schreien würden.

Warum ich nicht mehr bei der Polizei
bin? Ich will wahre Rede sagen. Es kam
ein Unheil über die Wache — über Ram
Baksh, den Havildar, und Maula Baksh und
Juggut Ram, und Bhim Singh und Suruj
Bul. Ram Baksh übt für eine Weile im Ge-
fängnis, und ebenso Maula Baksh.

Es war auf der Wache in Howli, an
der Straße, die nach Gokral-Zeetaran führt,
wo viele Räuber sind. Wir waren lauter
tapfere Kerle — Rajmums. Deshalb hatte
man uns auf diese Wache geschickt, die acht
Meilen von der nächsten Wache entfernt war.

Tag und Nacht paßten wir auf Räuber auf.
Warum lacht der Sahib? Nein, ich will ein
Geständnis machen. Die Räuber waren zu
schlau, und da wir das sahen, machten wir
uns weiter keine Arbeit. Es war in der hei-
ßen Zeit. Was kann ein Mensch in den hei-
ßen Tagen tun? Ist der Sahib, der doch so
kräftig ist — ist er wohl stark in der Zeit?
Wir machten eine Vereinbarung mit den
Räubern um des Friedens willen. Der Ha-
vildar, der sehr dick war, brachte das zu-
stände. Ho, ho! Sahib, er wird jetzt dünn im
Gefängnis beim Teppichknüpfen. Der Havi-
dar sagte: „Macht ihr uns keine Mühe, und
wir wollen euch keine Mühe machen. Nach
der Ernte schickt uns einen Kerl zum Ab-
liefern fürs Gericht, einen Mann von schwa-
chem Geist, und schafft eine Klage gegen ihn,
die wieder zusammenfällt. So werden wir
unsere Ehre wahren.“ Mit dieser Rede waren
die Räuber zufrieden, und wir hatten keine
Arbeit auf der Wache und konnten in Frie-
den Melonen essen und den ganzen Tag auf
unseren Britischen sitzen. Süß wie Zuck-
rohr sind die Melonen von Howli.

Nun war da ein Hilfskommissär — ein
Unter-Sahib im Distrikt, der hieß Jankum-
Sahib. Aha! Er war streng — so streng,
wie der Sahib selber ist, der mir gewiß den
Schatten seines Schutzes geben wird. Viele
Augen hatte Jankum-Sahib und flüchte schnell
durch den Distrikt. Die Leute nannten ihn
den Tiger von Gokral-Zeetaran, denn er
erschien unerwartet und schlug zu, und noch
vor Sonnenuntergang kam er schon über die
Thehildars, dreißig Meilen weiter. Niemand
wußte von dem Kommen und Gehen des
Jankum-Sahib. Er hatte keine Zeit, und
wenn sein Pferd müde war, dann ritt er auf
einem Teufelswagen. Ich weiß nicht, wie er
heißt, aber der Sahib sah mitten auf drei
silbernen Rädern, die nicht harrten, und
trieb sie mit seinen Beinen und jauste wie
ein Hahn, das Bohnen gefressen hat — so.
Der Schatten einer Kröche auf dem Felde ist
nicht lautloser als der Teufelswagen des
Jankum-Sahib. Er war hier, er war da; er
war weg, und der Bericht war fertig, und es
gab Krach. Fragt den Thehildar von Koba-
stri, wie der Hühnerdiebstahl herauskam,
Sahib.

Es geschah eines Nachts, daß wir in der
Wache wie gewöhnlich auf unseren Britischen

schliefen, nachdem wir das Abendbrot ge-
essen und Tabak getrunken hatten. Als
wir am Morgen erwachten, war, weiß Gott,
von unseren sechs Gewehren keines mehr da.
Auch das große Polizeibuch, das der Havi-
dar verwahrte, war weg. Als wir das sahen,
waren wir voller Angst und dachten uns,
daß die Räuber ehrvergesen bei Nacht ge-
kommen seien und uns in Schande gebracht
hätten. Dann sagte Ram Baksh, der Havi-
dar: „Seid still! Die Sache ist übel, aber
sie kann noch gut ausgehen. Wir wollen den
Fahrbestand vervollständigen. Bringt ein Zid-
lein und meinen Säbel. Hört ihr noch nicht,
ihr Esel? Ein Hieb fürs Pferd, dem Mann
genügt ein Wort.“

Wir von der Wache begriffen rasch, was
der Havildar im Sinn hatte, und hatten
große Angst, den Dienst zu verlieren; so eil-
ten wir, die Ziege ins Zimmer zu schaffen
und aufzupassen, was der Havildar sagte.
„Zwanzig Räuber kamen,“ sagte der Havi-
dar und wir nahmen seine Worte und sprach-
ten sie ihm nach, wie es die Sitte ist. „Es
gab einen großen Kampf,“ sagte der Havi-
dar, „und keiner von uns kam unverwundet
davon. Die Fenstergitter wurden zerbrochen.
Suruj Bul, besorge das; und, o ihr Män-
ner, macht schnell mit eurer Arbeit, denn ein
Läufer muß mit der Nachricht zum Tiger von
Gokral-Zeetaran.“ Darauf lehnte sich Suruj
Bul mit seiner Schulter gegen die Gitter-
stangen der Fenster und brach sie, ich trieb
die Stute des Havildar mit einer Peitsche
durch die Melonenbeete, bis sie ganz von
Hufspuren zertrampelt waren.

Nachdem das fertig war, kehrte ich zur
Wache zurück und die Ziege wurde geschlach-
tet und einige Teile der Wand wurden mit
Feuer geschwärzt und jeder Mann mußte
seine Kleider ein bisschen in das Blut der
Ziege. Wist, o Sahib, die Wunde, die ein
Mann sich am eigenen Leib macht, kann von
einem Kenner leicht unterschieden werden
von einer Wunde, die ein anderer gemacht
hat. Deshalb nahm der Havildar seinen
Säbel und hieb dem einen von uns auf den
Rücken mit der Hand. So machte er es mit
uns allen, bis Blut kam; und Suruj Bul,
der am eifrigsten war, riß sich viele Haare
aus. O, Sahib, nie hat es bessere Vorberei-
tungen gegeben. Ja, ich selbst hätte geschwo-
ren, daß es der Wache so gegangen sei, wie

wir sagten. Rauch war da und Einbruch und Blut und zertrampelte Erde.

„Reite nun los, Maula Baksh,“ sagte der Havildar, „nach dem Hause des Unter-Sahib und bringe ihm die Nachricht vom Ueberfall. Und du auch, o Afral Khan, laufe hin und eile dich, daß du trieffst von Schweiß und Staub, wenn du hinkommst. Das Blut auf den Kleidern wird trocknen. Ich bleibe hier und schide sofort einen Bericht an den Ober-Sahib und wir wollen einige von den Dorfleuten fangen, die ihr kennt, damit alles für die Ankunft des Ober-Sahib bereit ist.“

So ritt also Maula Baksh los und ich hängte mich an den Steigbügel und rannte mit und wir kamen in einem üblen Zustand vor den Tiger von Goktal-Seetarun in Nohestri. Unsere Geschichte war lang und ganz genau, Sahib, denn wir nannten sogar die Namen der Räuber und den Ausgang des Kampfes und flehten ihn an, zu kommen. Aber der Tiger rührte sich nicht und lächelte nur, wie die Sahibs lächeln, wenn sie eine Hinterlist im Herzen haben. „Könnt ihr den Bericht beschwören?“ sagte er und wir sagten: „Deine Diener schwören. Das Blut des Kampfes ist kaum getrocknet auf uns. Seht selbst, ob es das Blut von Euer Gnaden Dienern ist oder nicht.“ Und er sagte: „Ich sehe, ihr habt eure Sache gut gemacht.“ Aber er dachte nicht daran, nach seinem Pferd oder seinem Teufelswagen zu rufen und durch die Gegend zu laufen wie gewöhnlich. Er sagte: „Erholt euch und eßt Brot, denn ihr seid müde. Ich will warten, bis der Ober-Sahib kommt.“

Nun ist befohlen, daß der Havildar, der die Wache hat, einen direkten Bericht von

allen Räubereien an den Ober-Sahib schickt. Um Mittag kam er, ein dicker, alter und sehr strenger Mann; aber wir von der Wache hatten keine Angst vor seinem Zorn, wir fürchteten mehr das Schweigen des Tigers von Goktal-Seetarun. Mit ihm kam Ram Baksh, der Havildar, und die anderen und führten zehn Leute aus dem Dorfe Howli vor, lauter übelberüchtigte Kerle vor der Polizei des Sirkars. Sie kamen als Gefangene mit Eisen an den Händen und flehten um Gnade — Imam Baksh, der Bauer, der dem Havildar seine Frau abgeschlagen hatte, und andere bössartige Spitzbuben, die wir Wacheleute nicht austreten konnten. Es war gut gemacht und der Havildar war stolz. Der Ober-Sahib aber war wütend auf den Unter-Sahib wegen seines Mangels an Eifer und rühmte den Havildar. Juntum-Sahib lag immer noch in seinem langen Stuhl. „Haben die Leute geschworen?“ sagte der Juntum-Sahib. „Jawohl, und zehn Uebelthäter gefangen,“ sagte der Ober-Sahib. „Und draußen sind noch mehr für Sie. Nehmen Sie Ihr Pferd — reiten Sie und sperren Sie sich im Namen Sirkars!“ „Sicher gibt es draußen noch mehr Uebelthäter,“ sagte Juntum-Sahib, „aber ein Pferd ist nicht nötig. Kommt alle mit.“

Ich sah die Spur einer Peitsche an der Schläfe des Imam Baksh. Kennen Euer Gnaden die Dual des kalten Strichs? Ich sah auch das Gesicht des Tigers von Goktal-Seetarun, das schlimme Lächeln war darauf und ich hielt mich zurück für den Fall, daß was passieren könnte. Es war gut, Sahib, daß ich das tat. Juntum-Sahib sperrte die

Tür von seinem Badezimmer auf und lächelte aufs neue. Drinnen lagen die sechs Gewehre und das große Polizeibuch der Wache von Howli. Er war bei Nacht auf seinem Teufelswagen gekommen, der lautlos ist wie ein Ghoul und war zwischen uns herumgegangen, während wir schliefen, und hatte die Gewehre und das Buch weggenommen! Zweimal war er zur Wache gekommen und hatte jedesmal drei Gewehre genommen. Die Leber des Havildar wurde zu Wasser und er fiel hin und streichelte den Staub um die Stiefel des Juntum-Sahib und schrie: „Habt Erdarmen!“

Und ich, Sahib, ich bin ein Pathan von Delhi und ein junger Mann mit kleinen Kindern. Die Stute des Havildar stand im Hof. Ich lief zu ihr und ritt davon: die schwarze Wut des Sirkar war hinter mir und ich wußte nicht, wohin. Bis sie tot umfiel, ritt ich die Fuchsstute und durch den Segen Gottes, der gewiß mit allen gerechten Menschen ist, entkam ich. Der Havildar aber und der Rest sitzen jetzt im Gefängnis.

Ich bin ein Ganner? Wie es Euer Gnaden gefällt. Gott wird aus Euer Gnaden einen Lord machen und ihm eine reiche Memjahib, so schön wie eine Peri, zum Weibe geben und viele starke Söhne, wenn er mich zu seinem Diener macht. Die Gnade des Himmels sei über dem Sahib! Ja, ich will nur zum Basar gehen und meine kleinen Kinder zu diesem palastähnlichen Hause bringen und dann — Euer Gnaden sind mein Vater und meine Mutter, und ich, Afral Khan, sein Sklave.

Ohe, Sirdarji! Nun gehöre ich auch zum Haushalt der Sahib.

Den Alten.

Grüß euch, ihr Alten!
Tapfer und stet
Habt ihr die Treue der Fahne gehalten,
Die rot zu Häupten dem Volke weht.
Höher als blutbespritzter Helden,
Deren Namen die Vieder melden,
Ist euer Ruhm.
In trüben Zeiten
Ging euer Streiten
Um Freiheit, Recht und Menschentum.
Was wir, die Jungen,
Heute errungen,
Es sind die Früchte aus eurer Saat.
Wir wissen's und wollen
Den Dank euch zollen
Durch unsere Tat.

Paul M o c h m a n n.

Damen der Gesellschaft.

Ein Leser hat der „Münchener Post“ folgenden Bericht geschickt:

„Ich habe bei einem einwandfreien, angeordneten Photographen zu warten und betrachte an den Wänden hängende und in Rahmen zum Betrachten ausliegende Lichtbilder. Dabei fällt auf, daß ein leinstewegs unwesentlicher Prozentjah Nachttaufnahmen von Frauen darstellt. Sie befinden sich neben und zwischen den Photos hochgestellter Staatsbeamter, und dieser Umstand wird hier wirklich nur erwähnt, um die Solidarität und den Ruf des Geschäftes zu unterstreichen. Auf meine Aeußerung des Erstaunens, daß solche

Aufnahmen in die Nachbarschaft von Bildern seriöser Männer und Frauen — es ist grotesk, aber man muß hier schon hinzusetzen: belleideter — gelangen, erwidert der Photograph: „Bitte, diese Aufnahmen stellen Frauen der Gesellschaft dar. Ich habe mich selbst gewundert, wie besonders in der Weihnachtszeit (!) eine Anzahl Damen „Aktstudien“ von sich machen ließ, um sie ihren Männern, Freunden usw. zu schenken.“ Ich konnte es mir nicht versagen, den Geschäftsherrn zu fragen: „Können Sie denn von seiten Ihrer Kundinnen keine Unannehmlichkeiten haben, wenn Sie solche Bilder dem Anblick aller Besucher Ihres Ateliers aussetzen?“ Da gibt mir der Mann die Aufklärung: „Glauben Sie doch nicht, daß ich solche Bedenken nicht hätte! Die Sache ist aber die, daß jene Damen buchstäblich darum betteln, in die aufsteigende Ansichtsmappe trotz meines Abträtens aufgenommen zu werden.“

Schau, schau — das sind wohl jene feinen Kreise, die sich über die angeblich zunehmende Sittenverrohung der „unteren Stände“ entrüsten?!

Amerika und seine Neger.

Immer wieder wissen die Zeitungen von der entseflichen amerikanischen Sitte der Lynchjustiz an Schwarzen zu melden, und jeder Mensch fragt sich: Wie ist das möglich? Ist diese Bestialität nicht auszurotten? Haben die amerikanischen Behörden nicht Autorität genug, um dies jeder Kultur hohnsprechende Treiben zu unterdrücken?

Nach dem amerikanischen Gesetz genießen die Schwarzen den gleichen gesetzlichen Schutz

und die gleichen staatsbürgerlichen Rechte wie die Weißen. Aber dieses Gesetz steht auf dem Papier und diejenigen, die über die Innehaltung gesetzlicher Vorschriften wachen sollen, gerade sie geben den anderen mit schlechtestem Beispiel voran, gerade die amerikanische Regierung war es, die den schwarzen Amerikaner zu einem Bürger zweiten Ranges degradiert hat. Das Zeichen hierzu gab — der verstorbene Präsident Woodrow Wilson. Er hat in den Regierungsämtern eine Trennung der schwarzen und weißen Beamten vorgenommen, und die Nachfolger hatten natürlich nichts gegen diese gesetzwidrige Handlungsweise ihres Vorgängers einzuwenden. Wer will sich bei einem solchen Verhalten der höchsten Regierungsstellen wundern, daß die nachgeordneten sich um den gesetzlich vorgeschriebenen Schutz der Schwarzen und Farbigen überhaupt gar nicht kümmern? Wundern kann man sich nur darüber, daß die Bestialität der Lynchjustiz nicht noch häufiger in Anwendung kommt.

Es ist unerhört komisch, zu beobachten, welche groteske Wirkung das Erscheinen eines Schwarzen in einem guten amerikanischen Restaurant hervorruft. Im Augenblick des Erscheinens des Schwarzen verstummt jedes Gespräch, alle Augen verfolgen den Schwarzen, ängstlich rückt jeder seinen Stuhl vom Gang fort, entsetzt stürzt der Ober auf den farbigen Gast zu, um seine Wünsche kennen zu lernen und sich dann mit dem Geschäftsführer zu beraten, was geschehen soll. Und es dauert immer eine ganze Weile, bis sich die guten Leute über die Anwesenheit eines Schwarzen beruhigen. Im Theater und Kino aber kann es zu einem glatten Skandal und einer Störung der Vorstellung kommen, wenn ein Schwarzer zwischen den Weißen Platz nimmt. Die Amerikaner halten es für unvereinbar mit ihrer Würde,

daß vielleicht ein schwarzer Professor (durchaus keine Seltenheit) neben einem weißen Gauner steht. Darum sind in den Theatern und Kinos bestimmte Plätze für die Schwarzen reserviert.

Bei einer Anzahl Amerikaner ist nun doch allmählich die Erkenntnis aufgedämmert, daß es mit diesen kulturwidrigen Zuständen nicht weitergeht. Sie haben eine National Association for the Advancement of the Colored People ins

Leben gerufen, deren Aufgabe vor allem in der gerichtlichen Unterstützung der Schwarzen besteht. Die Gesellschaft gibt am Ende jedes Jahres die von ihr vertretenen Fälle verbunden mit einer Liste von durch Weiße an Schwarzen verübten Verbrechen heraus und hat mit dieser Methode schon ganz schöne Erfolge erzielt.

Hoffen wir, daß die Arbeit dieser Gesellschaft dazu führt, daß die Brutalitäten gegen die Schwarzen endlich ein Ende finden.

Liebe und Faultier.*)

Von William Beebe.

Aus: Dschungelleben, Forscherfreunden in Guyanas Urwäldern. 240 Seiten, 16 Abbildungen auf Tafeln. Leinwand. G. A. Brodhaus, Leipzig.

Der äußerliche Hauptunterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen dreizehigen Faultier, dem Ai, besteht darin, daß das Männchen einen großen orangefarbenen ovalen Fleck im Rückenfell hat. Dieser geringe Unterschied müßte geistig lebhaftere Tiere oft in Verlegenheit bringen. Nähert sich ein Faultier in gewohnter Weise mit nach unten hängendem Körper, so ist die Zeichnung gar nicht zu sehen; daher muß denn bei der Begegnung zweier Faultiere immer eine reizende Ungewißheit herrschen, ob eine Liebeszene oder nur eine harmlose Plauderei dabei herauskommen wird. Aber Farbe und Zeichnung bedeuten den stumpfen Augen dieser Tiere ja nichts; erst wenn sie geschmüffelt haben und beinahe mit den Nasen zusammengestoßen sind, wissen sie, was los ist.

Ich habe einmal eine Faultierinsel erstanden — einen großen, durch einen tiefen Graben abgegrenzten Kreis, in dem Faultiere auf einigen Stämmchen herumkletterten und trafen, hauptsächlich aber schliefen und so monatelang lebten. Die Anlage war von meinem Laboratoriumstisch aus zu sehen, so daß ich nur den Kopf zu heben brauchte, um die Vorgänge zu beobachten. Manches, was da geschah, war so seltsam, daß man es auf dieser Welt für unmöglich gehalten hätte. Ich beobachtete zwei Liebeszenen, die zu nichts Ernstem führten als mich zu amüsieren.

In einer tiefliegenden Gabelung schlief ein Weibchen. Es war zu einer vollkommenen Kugel zusammengerollt, deren Inneres ein vier Wochen altes Kind barg. Zwei Meter darüber befand sich ein Männchen, das neun Stunden ohne Unterbrechung geschlafen hatte. Angewiesen von einem, für Faultierverhältnisse unbeschreiblichen, Ausbruch von Leidenschaft hatte es sich langsam auseinandergewidelt und war herabgeklettert. Bei der schlafenden Schönen angekommen, streckte es eine Klaue aus und berührte versuchsweise ihre Schulter. Noch langsamer grub sie den Kopf und den langen Hals aus und stierte in alle Richtungen, nur

nicht in die richtige. Schließlich erblickte sie den Freier und wandte sich ab, als ob sie den Anblick nicht ertragen könnte. Wieder berührte er ihren baumstarken Nacken, doch nun loderte die ganze flammende Wut der Mutter über die Annäherungsversuche eines Fremden hell auf. Sie machte mit unglaublicher Langsamkeit und Anstrengung einen Arm frei, holte langsam aus und begann mit Arm und Klauen einen Schlag nach vorwärts zu führen. Inzwischen hatte der Kavaliere seine Stellung verändert, und der Schlag schwang, oder richtiger schlappte, ins Leere, wobei sie beinahe vom Zweig gefallen wäre. Der abgebligte Liebhaber wandte sich mit langsamer Würde ab — vielleicht hatte er auch schon vergessen, warum er herabgekommen war — und kehrte zu seinem Lagerplatz zurück, wo er in tiefen Schlaf verfiel; sicher haben keine aufregenden Träume seinen Frieden gestört.

Bei der zweiten Liebeszene war es dem Freier schon gelungen, mit den Klauen das Rückenfell seiner Dame zu fassen, ehe sie erwachte. Sobald sie die Lage überjah, machte sie sich davon. Sie hangelte bis zum höchsten Zweig, wohin ihr das Männchen folgte. Dort kehrte sie um, kletterte über den Zubringlichen hinweg wieder hinunter und ließ ihn in luftiger Höhe sitzen. Er sah sich eifrig um und streckte, in der Meinung, seine Herzensöhne von sich zu haben, den Arm nach einem großen grünen Leguan aus, der auf dem Nachbarzweig schlief. Eine Stunde lang bummelte er suchend umher, dann gab er es auf und ging schlafen. Bei solchen und ähnlichen leidenschaftlichen Krisen geben die Tiere keinen Laut von sich, und nichts erschüttert die eiserne Ruhe ihrer Haltung. Der Kopf bewegt sich mechanisch hin und her, und die stumpfen Augen blinkeln, als ob sie den dichten Schleier zu durchbrechen versuchen, der zwischen den Bildern, Tönen und Düften dieser Tropenwelt und einem Faultiergehirn hängt. Wenn der Orangefleck jemals bestimmt gewesen ist, ästhetische oder andere Gefühle bei der Brautwahl zu erregen, so muß das in unwordenklichen Zeiten gewesen sein, als die Ahnen des Faultiers — Zeitgenossen der ihnen verwandten Riesensfaultiere — schärfere Augen brauchten als heute, um Säbeligern zu entgehen.

Die größte Erregung, deren ein Faultier fähig ist, hat nichts mit dem andern Geschlecht oder mit den Jungen zu tun, sondern tritt in Erscheinung, wenn man zwei Weibchen in einen Käfig zusammensperret. Dann geschieht nämlich etwas Unerwartetes. Nachdem sie sich einen Augenblick berechnen haben, beginnt ein mit Zerknirschung aufgenommenem Kampf. Ehe irgend ein Schaden geschehen ist, läßt eins von beiden den gewöhnlichen durchdringenden Pfiff hören und ergibt sich. Es legt sich lang auf den Boden des Käfigs und leistet keinen Widerstand mehr, während das andere es mit den Klauen bearbeitet und — meistens vergeblich — auch ver-

jucht zu beißen. Der Anblick ist so häßlich, daß ich sie in diesem Stadium immer getrennt habe, aber der unnatürliche Kampf würde zweifellos jedesmal bis zum Tode des Opfers weitergehen. Tatsächlich habe ich gehört, daß dies mehrmals der Fall gewesen ist.

Da ist das junge Faultier ein viel angenehmerer Anblick; es ist der entzückendste puschelige Fellknäuel, den man sich vorstellen kann. Während die Luft am Spiel fast ganz fehlt, sind seine Zutraulichkeit und Hisslosigkeit echt kindlich. Jeder Mensch, der es aufhebt, ist ihm Ersatz für die Mutter, und es kann stundenlang höchst zufrieden an den Kleidern herumkletterern. Ich habe mir nie erklären können, warum das Baby auf dem Boden noch hilfloser ist als seine Eltern. Während diese mit nachgeschlepptem Körper und gespreizten Gliedern kriechen können, bis sie den nächsten Baum erreichen, ist das Junge ohne jede Bewegungsmöglichkeit. Setzt man es auf die ebene Erde, so rollt und kugelt es herum und faßt nur gelegentlich Mut, wenn es seinen eigenen Fuß oder sein Bein erwischt, in der Meinung, daß es endlich einen Zweig erreicht habe.

Faultiere schlafen ungefähr doppelt soviel als andere Säugtiere. Kein Wunder, daß es da manchmal einem Baby zu langweilig wird, im Innersten der Kugel, die die schlafende Mutter bildet, eingerollt zu liegen; dann kriecht es unter ihrem Arm heraus und unternimmt eine Entdeckungstour rund um sie herum. Mit zwei Wochen ist es kräftig genug, um sich allein an den Hinterbeinen aufzuhängen und auf das trefflichste hin und her zu schaukeln. Seine Augen sind nur wenig schärfer als die der Mutter, und sie stieren recht jämmerlich ins Laub hinauf. Es wird langsam entwöhnt und lernt Cecropiablätter fressen, welche die Mutter ihm zuerst vorkaut.

Einmal beobachtete ich, wie ein Faultier im Alter von ungefähr einem Monat sich zum erstenmal von seiner Mutter entfernte. Während die Alte sich langsam vor- und rückwärts bewegte, um Cecropiablätter zu rupfen und zu fressen, hatte das Junge einen Blattstiel gepackt und mümpfelte ohne jeden Erfolg daran herum. Als es sich schließlich umwandte und keinen weichen Pelz mehr in Reichweite fand, stieß es einen Klagelaut aus, der die Mutter sofort aufhorchen ließ. Ohne sich vom Fleck zu rühren, streckte sie einen Arm zu ganz unwahrscheinlicher Länge aus und umfaßte den erschrockenen kleinen Kerl sanft mit den großen Klauen; an dieser langen Notbrücke kletterte er eilends herab und rollte kopfüber in den gastlichen Schoß.

Wenn man ein ganz junges Faultier leise von der Mutter losmacht und bei den Klauen an einem Ast aufhängt, so geschieht etwas höchst Interessantes. Anstatt wie alle erwachsenen Faultiere nach unten hängend, Fuß für Fuß vorwärts zu marschieren, greift es nach oben und versucht erst den einen und dann den anderen Arm über den Ast zu legen und sich in eine aufrechte Stellung zu bringen. Das scheint ein Rückfall in die Zeit — vielleicht Millionen von Jahren zurück — zu sein, wo die Ahnherrn der Faultiere noch nicht damit begonnen hatten, verkehrt herum an den Ästen zu hängen. Das Baby macht einige ungeschickte Bewegungen und Griffe, bis es einmal zufällig seinen eigenen Rumpf oder ein Glied packt; dann glaubt es, endlich wieder sicher in der Mutter Pelz verankert zu sein, läßt die anderen Klauen los und fällt schmachvoll zu Boden.

Mit dem Augenblick, wo ein Faultierjunges stirbt und somit den Halt im Fell der Mutter verliert und herabstürzt, hört es auf, für die Mutter da zu sein. Wenn es rufen könnte, würde sie den Arm ausstrecken und es heranziehen, aber

*) Ein neues Buch von William Beebe! Alle, die „Galápagos, das Ende der Welt“ gelesen haben, werden von einem neuen Beebe viel erwarten, und sie werden sich nicht getäuscht sehen. Dieses Buch ist Gewinn höchster Naturerkenntnis und ästhetischer Genuß zugleich. Es wird den guten Klang, den Beebes Name schon heute in Deutschland hat, noch verstärken. Die amerikanische Originalausgabe des Werks steht auf der Liste der 37 Bücher, die die Vereinigten Staaten von Amerika dem Völkerbundauschuß für wissenschaftliche Zusammenarbeit für 1927 geliefert haben. Auch das ist ein Zeichen dafür, daß „Dschungelleben“ weit über dem Durchschnitt steht. Wir drucken mit Erlaubnis des Verlags Brodhaus eine Stelle aus dem Buch ab.

Das lautlose Abstürzen gilt ihr nicht mehr als das Fallen einer Kette. Ich habe solch ein Faultier sorgfältig beobachtet und habe niemals gesehen, daß es sich selbst oder die nächsten Kette abgejuckt hätte oder sich einen Augenblick im Fressen und Schlafen hätte stören lassen. Wmt man den Schrei des toten Babys nach, so horcht die Mutter wohl auf, vergißt aber sofort, wenn keine Wiederholung folgt.

Es ist interessant zu wissen, wie solche Wesen leben, die chronische Pazifisten, ja der Superlativ einer passiven Natur sind und sich doch im Kampf ums Dasein behaupten. Kein anderes Tier mag von so grober Nahrung leben oder macht ihnen das Reich der Unterseite der Kette streitig, daher gibt es keinen Konkurrenzkampf. Von unserm menschlichen Standpunkt aus sind die Faultiere degeneriert; unter anderem Winkel gesehen, sind sie von allen Tieren am besten für die ihnen eigentümliche Lebensweise ausgerüstet. Wenn wir Menschen neben unserm Verstande auch noch so gut wie die Faultiere in die äußeren Umstände unseres Lebens paßten, würden wir unendlich besser und glücklicher sein — und ich wäre außerdem in der Lage, das Leben und die Philosophie der Faultiere verständlicher darzustellen und anzudeuten.

Was mancher nicht weiß.

Absiniens Frauen genießen den Ruhm, schön und anmutig zu sein. Nur der Haartacht können wir nicht den gewöhnlichen Beifall zollen. Sie haben von Natur langes, lockiges Haar — aber sie lassen es nicht sehen. Die Mode schreibt nämlich eine kunstreiche Frisur vor, die nur von Zeit zu Zeit erneuert wird. Das Haar wird mit Butter oder Rizinusöl eingefettet, darauf sehr fest in dicke, vollkommen regelmäßige Strähnen geflochten, die in Form einer Haube rings um den Kopf befestigt werden. Schön sieht es für uns nicht aus — und riechen tut es für unseren Geschmack abscheulich nach altem, ranzigem Fett. Aber den Absiniern gefällt es, und für sie ist der Geruch ein Hochgenuß.

Gibt es mehr Männer als Frauen? In Europa kommen auf 1000 Männer 1024 Frauen, in Afrika 1000 Männer auf 968 Frauen, in Amerika auf 1000 Männer 973 Frauen, in Australien auf 1000 Männer 822 Frauen, in Asien auf 1000 Männer 958 Frauen.

Der Golfstrom spielt heute in vielen phantastischen Romanen eine große Rolle und doch sind die wenigsten über seine wahre Bedeutung orientiert. Columbus hat erst das Anschwemmen von Leichen eines unbekanntem Menschenstammes auf den Azoren auf die Meinung gebracht, daß im Westen fremde Völker wohnen müßten — in dem ersetzten „Westindien“. Die eigentliche Entdeckung des Golfstromes ist jedoch erst auf späteren Fahrten gelungen, und zwar in den Engen zwischen Bahama und Florida, wo Ponce de Leon 1513 auf einen so heftigen Strom stieß, daß seine Segelschiffe, obwohl sie vor dem Winde liefen, nicht dagegen aufkamen. Später hat man diese starke Strömung für die Heimfahrt ausgenutzt, und so wurde der Golfstrom indirekt der Begründer der Stadt Havana.

Die größte Schleuse der Welt hat Hollands große Handelsstadt Amsterdam. Ihre Länge beträgt 400 Meter, die tiefe Weite 50 Meter und die Drempeltiefe 15 Meter. Bei dem Anshub der riesigen Baugrube sind im ganzen etwa neunzehn Millionen Kubikmeter Erde bewegt worden, die in der Hauptsache in Amsterdam zur Aufschüttung tiefliegender Grundstücke verwendet worden sind.

Der japanische Korallenfisch ist der phantastischste Fisch, den wir kennen. Seine Farbe ist tiefrot mit hellblauen, schwarz eingefassten Bändern.

Allerlei.

Wieviel Tier- und Pflanzenarten gibt es?

Die Frage nach der Zahl der Tier- und Pflanzenarten ist heute, da die Erde angeblich „durchforscht“ ist, viel schwerer zu beantworten, als noch vor wenigen Jahrzehnten. Damals ließ sich befriedigend angeben, wieviel Arten der einzelnen Gruppen bekannt und mit Namen versehen waren. Ende des vorigen Jahrhunderts dürften ungefähr 300.000 Tierarten und 200.000 Pflanzenarten einschließlich der einschelligen Lebewesen bekannt gewesen sein. Prof. Wolff gab jüngst eine dankenswerte Zusammenstellung, in der er die Zahlenangaben einer neuerlichen Prüfung unterzieht. Wolff gibt die Zahl der heute bekannten Tierarten mit 465.000 an, davon 173.000 Käfer, 60.000 Schmetterlinge, 55.000 Hautflügler, 44.000 Zweiflügler (Fliegen usw.), 53.000 sonstige Insekten. Die Zahl der Wirbeltiere wurde schon 1866 mit 24.700 Arten angegeben. Man sieht also, daß außer den Insekten, Wirbeltieren, Weichtieren nicht viel für die kleinen und weniger „durchforschten“ Tiergruppen übrigbleibt. Für die höheren Pflanzen hat Thomas vor einigen Jahren die Zahl von 149.500 Arten angegeben. Außerdem sind etwa 70—80.000 Pilze, Farne und Moose bekannt. Die Gesamtzahl der heute unterschiedenen systematischen Arten des Tier- und Pflanzenreiches der Erde beträgt demnach annähernd 700.000.

Jeden Morgen ein Glas Wasser — das beste Schönheitsmittel.

Die teuersten Schönheitsmittel, so erklärt die Schönheitsfachverständige eines Stockholmer Blattes, helfen nichts, wenn man nicht gleichzeitig für offene und reine Poren sorgt. Sehr viele Frauen nehmen Dampfbäder für das Gesicht, unterziehen sich einer Massagekur, gebrauchen die verschiedensten Salben und denken dabei gar nicht an die Reinheit ihres Magens. Um den Magen immer sauber zu halten, muß man ihn jeden Morgen einfach spülen. Das geschieht am leichtesten dadurch, daß man auf nüchternen Magen ein Glas Wasser trinkt. Dieses Glas Wasser ist eine vorzügliche Darmspülung und bewirkt, daß die Haut schön und pickelfrei wird. Ein Glas Wasser am Morgen ist daselbe für den Magen wie das Waschen für die Hände. Die Folgen lassen nicht auf sich warten. Diese Maßnahme wirkt besser als jede noch so raffinierte Kosmetik.

Allerlei Hausrezepte

Kartoffelpüree bereite man mit heißer Milch zu. Bei Verwendung von kalter oder lauwarmer Milch wird das Püree schwer und teigig.

Mehlbehälter bringe man an einem warmen, trockenen Ort an. Feuchtes Mehl ergibt niemals leichtes Gebäck.

Fischbeizende reibe man nach dem Gebrauch mit einer Zitronenschale ab, um den ihnen etwa anhaftenden Fischgeruch oder -geschmack zu beseitigen.

Reisig, das man bei feuchtem Wetter pußt, reibe man hinterher noch einmal mit einem ganz wenig mit Vaseline eingeschnittenen Lappen ab.

Fingernägel, die zum Bruchigwerden neigen, weiche man gelegentlich mit etwas Olivenöl ein.

Beim Haartwaschen füge man dem letzten Spülwasser den Saft einer Zitrone bei, dadurch wird das Haar locker und glänzend.

Beitrag.

Humor in alten Zeitungsanzeigen.

Der Lebensmittelmarkt einiger ländlicher Zeitungen verzeichnet folgende Kuriosa:

„Heute abend, von 6 Uhr ab, verkaufe ich meine Kalbskaxen und Eisbeine sowie meinen Schweinebauch in altgewohnter Güte.“

„Mehger! Verlangere Därme von H. H. Meyer in Langen (Hessen)!“

„Selbstgebaute junge Kartoffeln und dito Matiesberinge empfiehlt Peter Eckhart.“

Ein Lummelplatz für ungewillige Romiker aller Art waren von jeher die familiären Bekanntmachungen in der Zeitung, die „Warnungen“, „Ehrenerkennungen“, und „Dankfagungen“, nach dem Muster folgender Stilproben:

„Ich erkläre die Ehegattin des Tischlermeisters Krabel für eine rechtschaffene Person und warne vor Weiterverbreitung und Mißbrauch.“

„Wir warnen hiemit alle und jeden, keine Verleumdung über mich und meine Haushälterin wieder zu äußern, da wir genau wissen, was geschehen ist. Sollte dieses wieder passieren, so sehen wir uns zu weiteren Schritten veranlaßt.“

„Ich warne hiemit jedermann, meinem Sohn Viktor etwas auf meinem Namen zu verabsolgen, da ich für nichts gut bin.“

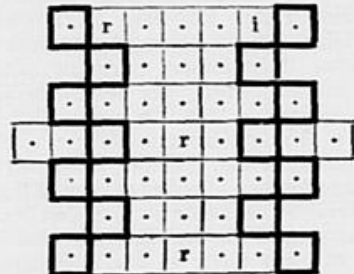
„Da mich meine Frau aus Bösartigkeit oder Bödsinn verlassen hat, so bitte ich sämtliche Militär-, Polizei- und Zivilpersonen, ob sie nicht so freundlich sind und dieselbe gesehen haben.“

„Ich nehme die Beleidigung gegen Georg B. in betrunkenem Zustande mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück.“

„Für die mir geleistete Hilfe bei der Brandstiftung meiner Scheune spreche ich allen herzlichsten Dank aus.“

Rästel-Ecke.

Figurenrästel.



a a a b c h d e e e e e e e e e f g h
h i k l l l l l n o d p r s s t u v g
Diese Buchstaben sind in die leeren Felder so einzutragen, daß die wagrechten Reihen die Wörter folgender Bedeutung nennen: 1. Schweizer Dichter; 2. alter Bau; 3. europäischer Staat; 4. belgische Hafenstadt; 5. schriftliche Mitteilung; 6. Stadt in Estland; 7. griechischer Heros des Weinbaues. — Die Buchstaben in den stark umrahmten Feldern, von oben nach unten gelesen, geben den Namen eines bedeutenden Vorkämpfers für den Sozialismus.

Auflösungen der Rästel aus der vorigen Nummer:

Magische Figur. 1. Ketter, 2. Altona, 3. Glogau, 4. Renate.